DEAN NICHOLSON

Nalas Welt

Titel auch als Hörbuch erhältlich

Dean Nicholson

Mit Garry Jenkins

NALAS WELT

Ein Mann, eine Straßenkatze und eine Freundschaft, die alles ändert

Aus dem Englischen von Elisa Valérie Thieme

lübbe

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2020 by Dean Nicholson and Connected Content Limited
Titel der englischen Originalausgabe: »Nala's World«
Originalverlag: Hodder & Stoughton Ltd.
An Hachette company. London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Angela Kuepper, München
Einband-/Umschlagmotiv: © Dean Nicholson
Illustrationen im Innenteil: © Kelly Ulrich
Umschlaggestaltung: Thomas Krämer unter
Verwendung eines Designs von Hodder & Stoughton Ltd.
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Chaparral
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-61711-1

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Das Schicksal ereilt uns oft auf den Wegen,
die man eingeschlagen hat, um ihm zu entgehen.

JEAN DE LA FONTAINE

Gibt es ein größeres Geschenk
als die Liebe einer Katze?

CHARLES DICKENS

INHALT

TEIL EINS
9 FINDE DEN WEG
Bosnien – Montenegro – Albanien – Griechenland

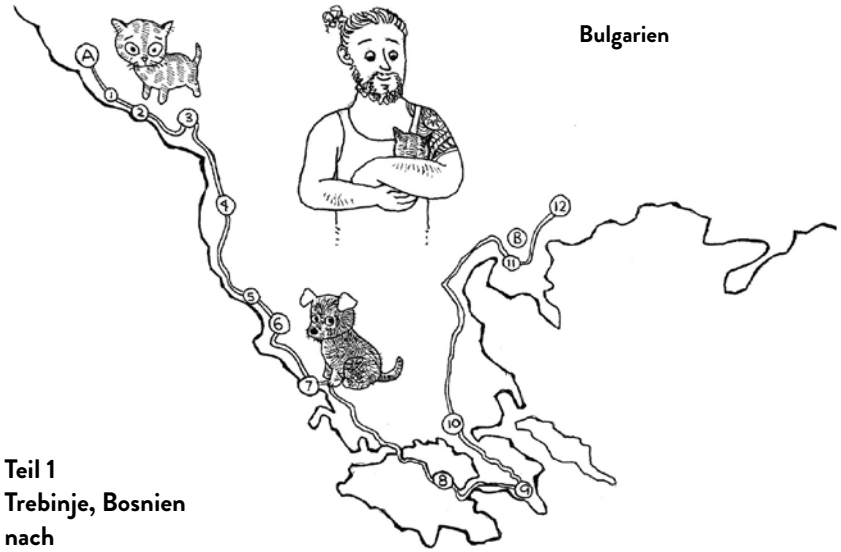
11 Komm nach Hause
20 Der blinde Passagier
26 Zweite Chancen
38 Zimmernachbarn
49 Sturmreiter
63 Beschlüsse
77 Noahs Arche
89 Nalas Welt
106 Ein Segen

TEIL ZWEI
125 AUF UND AB
Griechenland – Türkei – Georgien – Aserbaidschan

127 April, April
141 Schwester Nala
160 Der Spiderman von Santorini
171 Getrennte Wege
181 Die Schnecke
199 In die Wildnis
216 Nalas Netzwerk
231 Eine andere Welt
244 Teestunde

TEIL DREI
255 NEUE WEGE
Georgien – Türkei – Bulgarien – Serbien – Ungarn

257 Ghost
268 Lokalheld
281 Ein Mann und seine Katze
293 Der größte Fan
303 Russisches Roulette
312 Der gute Reisende



Teil 1
Trebinje, Bosnien
nach
Athen, Griechenland

Tourdaten

(A) Trebinje, Bosnien
(1) Budva, Montenegro
(2) Bar, Montenegro
(3) Shkodra, Albanien
(4) Tirana, Albanien
(5) Himara, Albanien
(6) Saranda, Albanien
(7) Nordgriechenland
(8) Peloponnes, Griechenland
9) Athen, Griechenland
(10) Thermopylen, Griechenland
(11) Neos Skopos, Griechenland
(12) Thessaloniki, Griechenland

TEIL EINS

FINDE DEN WEG

Bosnien – Montenegro –
Albanien – Griechenland

KOMM NACH HAUSE

In Schottland gibt es ein weises altes Sprichwort: *Whit's fur ye'll no go past ye.* Das bedeutet so viel wie: »Was für dich bestimmt ist, wird nicht an dir vorbeiziehen.« Manche Dinge im Leben sollen einfach passieren. Was sein soll, wird sein. Es ist Schicksal.

Von Anfang an hatte ich das Gefühl, dass Nala und ich auf diese Weise zusammengeführt wurden. Es konnte kein Zufall sein, dass wir im selben Moment am selben gottverlassenen Ort waren. Oder dass sie im perfekten Augenblick in mein Leben tapste. Es kam mir so vor, als hätte jemand sie mir gesandt. Sie schenkte mir den Sinn, den ich bis dahin vermisst hatte. Ich werde es natürlich nie genau wissen, aber ich stelle mir gerne vor, dass ich Nala ebenfalls das gegeben habe, wonach sie gesucht hat. Je mehr ich darüber nachdenke, desto überzeugter bin ich von dem Gedanken. Für jeden von uns beiden sollte diese Freundschaft einfach sein. Wir waren dazu bestimmt, gemeinsam erwachsen zu werden und die Welt zu sehen.

Drei Monate bevor wir uns trafen – im September 2018 – war ich von meiner Heimatstadt Dunbar an der Ostküste Schottlands zu einer Fahrradtour rund um den Globus aufgebrochen. Ich war kurz zuvor dreißig geworden und wollte mich von der Routine in meinem Leben freimachen, meiner kleinen Ecke der Welt entfliehen und endlich etwas Sinnvolles errei-

chen. Man kann wohl sagen, dass die Reise nicht gerade wie geplant verlief. Ich hatte es durch Nordeuropa geschafft, aber der Trip war eine einzige Ansammlung von Umwegen und Ablenkungen, von Fehlstarts und Rückschlägen, wovon einige auf mein Konto gingen. Eigentlich wollte mein Freund Ricky mich begleiten, aber irgendwann drehte er um und radelte wieder nach Hause. Das war vermutlich kein Fehler. Wir haben nicht immer den besten Einfluss aufeinander.

Als ich in der ersten Dezemberwoche durch den Süden Bosniens in Richtung Montenegro, Albanien und schließlich Griechenland fuhr, hatte ich endlich das Gefühl, Fortschritte zu machen. Ich war bereit für die Erfahrung, auf die ich ursprünglich gehofft hatte. Langfristig träumte ich davon, entlang der uralten Seidenstraße durch Kleinasien bis nach Südostasien zu radeln und von dort aus nach Australien überzusetzen, nach einer Tour durch den Kontinent dann den Pazifik zu queren und weiter mit dem Rad durch Süd-, Mittel- und Nordamerika zu zuckeln. Ich stellte mir vor, wie ich durch Reisfelder in Vietnam und Wüsten in Kalifornien radeln würde, Bergpässe im Ural überquerte und Strände in Brasilien entlangfuhr. Die Welt lag mir zu Füßen. Die Reise würde mich so lange in Anspruch nehmen, wie es eben dauerte. Ich hatte keinen Zeitplan ausgetüftelt. Ich brauchte keinen – es gab niemanden mehr, vor dem ich Rechenschaft ablegen musste.

An jenem besonderen Morgen hatte ich schon bei Morgengrauen mein Zelt in einem kleinen Dorf nahe Trebinje abgebaut. Es war etwa halb acht. Abgesehen von ein paar bellenden Hunden und einem Müllwagen waren die glänzenden Pflasterstraßen nahezu leer. Ich rumpelte über die Steine, wobei mich das Klappern meines sandfarbenen Fahrrads wachrüttelte, dann machte ich mich in Richtung der Straße auf, die in die Berge zur Grenze Montenegros hinaufführte.

Für die nächsten Tage waren Schnee und Graupelschauer vorhergesagt, aber der Himmel war klar und die Temperatur eher mild. Schon bald hatte ich ordentlich Kilometer wettgemacht. Nach mehreren frustrierenden Wochen fühlte es sich gut an, wieder auf der Straße zu sein und einfach Rad zu fahren. Den Großteil der letzten Tage hatte ich mit einem Gips verbracht und musste mich von einer Beinverletzung erholen, die ich mir geholt hatte, als ich von der berühmten »Stari Most«-Brücke in Mostar gesprungen war, ein paar Stunden von meinem jetzigen Aufenthaltsort entfernt. Es war völlig verrückt gewesen. Die Einheimischen hatten mir davon abgeraten, im Winter sei der Fluss zu tief. Aber ich hatte schon immer einen Hang zu eigentümlichen Entscheidungen gehabt; einmal der Klassenclown, immer der Klassenclown. Soweit ich es beurteilen kann, war mein entscheidender Fehler, auf den Guide zu hören, der mich überredet hatte, eine andere Technik anzuwenden als die, mit der ich zu Hause in Dunbar von den Klippen sprang. Ich kam mit angewinkelten Knien auf dem eiskalten Wasser auf. Während ich ans Ufer schwamm, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Ein Arzt bescheinigte mir einen Riss des vorderen Kreuzbands im rechten Knie und dass ich mich auf drei Wochen im Gips einstellen müsse.

Das hatte ich auf eine Woche verkürzt. Mir mangelte es an Geduld, länger dazubleiben, und ich hatte Mostar noch vor meinem nächsten Termin im Krankenhaus verlassen. Das war vor einigen Tagen gewesen, und jetzt, mit der aufgehenden Sonne vor mir, machte ich mich an die lange, langsame Bergauffahrt. In meinem Kopf dröhnte ein lauter Gedanke: Mach es bloß nicht noch schlimmer. Ich wusste, dass mein Knie okay war, solange ich es nicht drehte.

Ich konzentrierte mich darauf, meine Beine rhythmisch und im gleichen Abstand hoch und runter zu bewegen. Schon

bald ging es wie von selbst. Alles schien in Ordnung zu sein. Ich war davon überzeugt, achtzig Kilometer oder vielleicht sogar das Doppelte abreißen zu können.

Am späten Vormittag erreichte ich eine bergige Region am südlichen Zipfel Bosniens. Es kam mir so vor, als wäre ich weit von der Zivilisation entfernt. Die letzte nennenswerte Stadt hatte ich vor sechzehn Kilometern hinter mir gelassen. Ein Stück weiter war ich an irgendeinem Lastwagen vorbeigefahren, aber der war leer gewesen. Ich war vollkommen allein. Die Passstraße war nicht gerade steil; es war eher ein langer, langsamer Anstieg, was mir sehr recht war. An einigen Abschnitten hörte die Straße einfach auf, was mir heiß ersehnte Verschnaufpausen verschaffte. Der Ausblick war spektakulär; ich kam an hohen Bergketten vorbei und blickte zu erhabenen, verschneiten Gipfeln auf. Es war berauschend.

Ich fühlte mich so beflügelt, dass ich beschloss, Musik anzumachen. Die Klänge von »Come Home«, dem neuen Song von einer meiner Lieblingssängerinnen, Amy McDonald, strömten schon bald aus dem Lautsprecher, den ich hinten an mein Rad gehängt hatte. Beim Refrain sang ich aus vollem Herzen mit.

An einem anderen Tag hätten mich die Liedzeilen vielleicht krank vor Heimweh gestimmt. Und es gab auch einen Moment, in dem ich an meine Mutter, meinen Vater und meine Schwester zu Hause in Schottland dachte, die darauf warteten, dass ich eines nicht allzu fernen Tages zurückkommen würde. Wir hatten ein enges Verhältnis zueinander, und ich vermisste sie, aber gleichzeitig ging es mir gerade zu gut, um lange darüber zu brüten. Mein Zuhause muss noch ein bisschen warten, sagte ich mir. Natürlich kam mir nicht in den Sinn, dass etwas anderes auf mich warten könnte. Ein bisschen näher an dem, was nun mein Zuhause war.

Ich fuhr gerade auf einem weiteren sanft ansteigenden Straßenabschnitt, als es passierte. Zunächst war ich mir nicht ganz sicher, was ich von dem schwachen hohen Laut halten sollte, der irgendwo hinter mir ertönte. Im ersten Moment tat ich es als das Quietschen meines Hinterreifens oder eine Lockerung an den massigen Satteltaschen ab, die fast meine gesamte Kleidung und Ausrüstung verwahrten. Bei der nächsten Pause würde ich nachsehen und vielleicht auch mal neu ölen. Doch dann – ich hatte aufgehört zu singen, und das Geräusch ertönte noch einmal klarer – erkannte ich, was es war. Ich drehte mich überrascht um. Das konnte doch nicht sein, oder? Das war ein Miauen gewesen.

Ich blickte mich um, und auf einmal sah ich es. Ein abgemagertes getigertes Kätzchen flitzte die Straße entlang und versuchte verzweifelt, mit mir Schritt zu halten.

Im nächsten Moment machte ich eine Vollbremsung und hielt an.

Ich war schockiert.

»Was zum Teufel machst du denn hier?«, fragte ich.

Ein ganzes Stück weiter unten waren einige Ziegenställe und Bauernhöfe gewesen, aber hier oben in den Bergen hatte ich schon seit einigen Kilometern kein Gebäude mehr gesehen. Es gab kaum Verkehr. Mir war unerklärlich, woher das Kätzchen kommen konnte oder, vielleicht noch wichtiger, wohin es wollte.

Ich beschloss, es mir einmal genauer anzusehen, aber nachdem ich das Fahrrad abgestellt hatte und abgestiegen war, war das Kätzchen schon von der Straße gehüpft, durch die Leitplanken geschlüpft und in Richtung einiger großer Felsbrocken davongewuselt. Ich folgte ihm und näherte mich vorsichtig an. Offensichtlich war es noch sehr jung, gerade mal ein paar Wochen alt. Es war ein angriffslustiges kleines Ding mit lan-

gem, schlankem Körperbau, spitz zulaufenden Öhrchen, dürren Beinen und einem buschigen Schwanz. Sein Fell war dünn und wetterzerfressen, gefleckt mit rostroten Tupfen. Aber es hatte durchdringende, riesige grüne Augen, die mich so intensiv musterten, als wollte das kleine Tier herausfinden, wer ich sei. Ich ging langsam näher heran und stellte mich darauf ein, dass es verwildert sein könnte und abhauen würde, sobald ich zu nah herankam. Aber es schien meinetwegen nicht im Mindesten besorgt zu sein. Das Kätzchen ließ mich seinen Nacken und Rücken streicheln, drängte sich eng an mich und schnurrte leise, so als freute es sich über menschlichen Kontakt und Aufmerksamkeit. Diese Katze hat in einem normalen Zuhause gelebt, dachte ich. Vielleicht war sie ausgebüxt, oder, und das hielt ich für wahrscheinlicher, man hatte sie am Straßenrand ausgesetzt. Ich spürte, wie mich der Gedanke wütend machte. Außerdem merkte ich, dass mein Widerstand bröckelte.

»Du armes, kleines Ding«, sagte ich leise.

Ich ging zum Fahrrad zurück und öffnete eine der Satteltaschen. Viel Essen hatte ich nicht an Bord, aber ich beschloss, ihm einen Löffel meines Tomatenpestos, das ich fürs Mittagessen eingeplant hatte, abzugeben. Ich strich die stückige rote Paste auf einen Stein und ließ das Kätzchen seinen Hunger stillen.

Es führte sich auf, als hätte es schon seit einer Woche nichts mehr zu essen gesehen, und verschlang das Pesto mit irrsinnigem Appetit. Ich hatte die Highlights meiner Reise vor allem für meine Freunde und Familie bei Instagram gepostet und beschloss, diese eigenartige Begegnung zu filmen. Vielleicht würde ich den Moment später mit anderen teilen. Das Kätzchen war auf jeden Fall sehr fotogen und schien fast mit der Kamera zu kokettieren, als es lässig über die Steine am Straßenrand sprang. Die Wahrheit war jedoch nicht so hübsch: Auf sich

allein gestellt, würde es bald an Kälte oder Hunger sterben. Es könnte auch von einem der riesigen Lastwagen, die ab und an vorbeikamen, überfahren werden. Oder einer der Greifvögel, die ich über diversen Berggipfeln hatte kreisen sehen, würde es töten. Es war so klein und zart, dass ein Adler oder Bussard es leicht greifen und vom Boden schnappen könnte. Schon seit meiner Kindheit in Schottland habe ich eine Schwäche für Tiere und habe mich immer zu herrenlosen Tieren und Streunern hingezogen gefühlt. Unter anderem habe ich mich um Wüstenrennmäuse, Hühner, Schlangen, Fische und sogar Stabheuschrecken gekümmert. Während meiner Schulzeit päppelte ich einmal eine verletzte junge Seemöwe auf. Sieben Wochen lang lebte der Vogel bei uns, die ganzen Sommerferien über. Er wurde mit der Zeit zahm, und meine Eltern haben immer noch ein Foto, das mich mit der Möwe auf dem Kopf zeigt. Irgendwann flog sie davon – geheilt und gesund.

Da Tiere nun mal Tiere sind, lief mein Bemühen, ihnen zu helfen, nicht immer nach Plan. Als ich auf einem Bauernhof jobbte, nahm ich dummerweise einmal zwei verwaiste Ferkel mit nach Hause. Ich legte sie unter eine Wärmelampe in mein Zimmer. Was für eine idiotische Idee. Sie drehten total durch, wühlten sich durch meine Klamotten und richteten ein heilloses Chaos an. Und dann erst der Krach – das Quieken klang so, als wollte sie jemand abstechen. Es war die schlimmste Nacht meines Lebens.

Um ehrlich zu sein, hatte ich mich eher für einen Hundedenn für einen Katzenfreund gehalten. Katzen hatte ich immer als aggressiv eingestuft. Aber diese hier sah überhaupt nicht so aus; sie war so unschuldig und so verwundbar. Keiner Fliege könnte sie etwas zuleide tun. Doch obwohl mein Herz flüsterte, ich solle das Kätzchen mitnehmen, sagte mein Kopf etwas Vernünftigeres. Es hatte schon genug Drama auf meiner Tour

gegeben, und jetzt lief es endlich rund. Wenn ich es bis zum Abend noch bis nach Montenegro schaffen wollte, durfte ich mich nicht hiermit aufhalten.

Ich trat wieder auf die Straße und schob mein Rad neben mir her, während das Kätzchen an meiner Seite trabte. Ich weiß nicht, warum, aber ich war davon überzeugt, dass es irgendwann gelangweilt sein würde, etwas anderes zum Spielen finden und dann davonflitzen würde. Aber nach fünf Minuten war klar, dass es nirgendwohin gehen würde. Es gab wohl auch keinen Ort, an den es gehen könnte. Die felsige, von Gestrüpp bewachsene Landschaft war ziemlich unwirtlich, und falls die Wettervorhersage stimmte, würde bald alles von Schnee bedeckt sein. Das Kätzchen würde keinen Tag hier oben überleben, stellte ich fest. Wenn überhaupt.

Ich seufzte. Mein Herz hatte meinen Kopf überstimmt. Ich hatte keine Wahl.

Ich hob das Kätzchen hoch und trug es zu meinem Fahrrad. Es passte genau auf meine Handfläche und wog so gut wie nichts. Ich konnte seine Rippen spüren. Vorne am Rad hatte ich eine »Technik«-Tasche befestigt, in der ich meine Drohne aufbewahrte, mit der ich Videos und Fotos von der Reise machte. Ich holte sie heraus und stopfte sie in eine der Satteltaschen. Dann zog ich ein T-Shirt hervor und legte es als Bodenschutz in die Vordertasche. Anschließend setzte ich vorsichtig das Kätzchen darauf. Sein kleines Gesicht sah zu mir auf, und es schaute mich unsicher an, so als wollte es mir signalisieren, dass es sich nicht ganz wohl fühle. Aber mehr konnte ich nicht tun. Wie hätte ich das Kätzchen sonst transportieren können? Ich fuhr an und hoffte, dass es sich beruhigen würde. Doch schnell war klar, dass das kleine Tier seinen eigenen Kopf hatte. Nach nicht einmal hundert Metern überraschte es mich. Bevor ich reagieren konnte, war es schon aus der Tasche gesprungen, meinen Arm hochgekrabbelt und hatte sich um meinen Nacken gelegt. Dort machte das Kätzchen es sich gemütlich. Ich spürte, wie es sich um mich schlang, das Köpfchen an meinen Nacken schmiegte und sanft atmete. Es war nicht unangenehm oder ablenkend; ich fand es ehrlich gesagt sogar ziemlich schön. Offensichtlich fühlte es sich wohl, also radelte ich weiter. Zu meiner Überraschung war es bald tief eingeschlafen.

Das gab mir einen Moment zum Nachdenken. Eine Chance, die Situation abzuschätzen und zu entscheiden, was ich als Nächstes tun würde. Ich war hin- und hergerissen. Einerseits hatte ich das Alleinsein genossen, freute mich andererseits aber über die Gesellschaft. Das Kätzchen war auch kein Ballast. Mit ihm würde es nicht langweilig werden, daran bestand kein Zweifel. Andererseits war das nicht Teil des Plans gewesen. Und es hatte schon zu viele Momente dieser Art gegeben, dachte ich mürrisch. Wieder mal war ich abgelenkt.

Die Mittagszeit rückte heran, und die Sonne stand hoch am graublauen Himmel. Dank meines GPS wusste ich, dass wir die Grenze in wenigen Stunden erreichen würden. Bis dahin musste ich einige Entscheidungen treffen. Große Entscheidungen.

Tief in mir ahnte ich jedoch bereits, dass ich mich längst entschieden hatte. *Whit's fur ye'll no go past ye.* Es war Schicksal.

DER BLINDE PASSAGIER

Es dauerte weitere anderthalb Stunden, bis ich die Grenze erreichte. Mein neuer Passagier blieb die ganze Zeit auf meinen Schultern, döste vor sich hin und bekam nichts mit. Wenn ich doch auch nur so entspannt gewesen wäre.

Während ich mich die Bergstraße hochquälte, ratterten meine Gedanken förmlich. Ich war mir sicher, das Richtige getan zu haben. Niemals hätte ich so ein verletzliches kleines Geschöpf an solch einem gefährlichen Ort zurücklassen können. Aber gleichzeitig quälten mich Zweifel. Was sollte ich tun, sobald ich die Grenze erreichte? Und wie sollte es danach weitergehen? Mit einer Katze als Co-Pilot hatte ich nicht gerechnet.

Ziemlich schnell war ich zu dem Schluss gekommen, die Katze ordentlich zu melden. Ich würde ganz ehrlich sein und einfach erklären, was geschehen war. Ich hatte sie am Straßenrand gefunden und würde sie nun zum Tierarzt bringen. Die Grenzpolizisten würden doch bestimmt Mitgefühl haben, oder? Ich wollte ja nichts Schlimmes über die Grenze schmuggeln. Nur ein kleines Kätzchen, um Himmels willen. Aber als ich weiter darüber nachdachte, wurde mir klar, dass das nicht klappen würde. Es gab offensichtliche Gründe dafür, dass jedes Land Regeln für den Import von Tieren hatte. Sie konnten Krankheiten einschleppen, und kleine Katzen waren berühmt dafür, sich schnell etwas einzufangen. Vielleicht müsste es in

Quarantäne gesteckt werden. Wer weiß, vielleicht müsste es sogar eingeschläfert werden? Das wollte ich auf keinen Fall.

Dann überlegte ich, ob ich das alles umgehen könnte, indem ich behauptete, es sei meine Katze. Aber ich hatte keine Dokumente und kein tierärztliches Attest, die ihre Gesundheit bescheinigten. Also war auch das eine Sackgasse.

Irgendwann erkannte ich, dass meine einzige Option darin bestand, die Katze heimlich nach Montenegro zu schmuggeln. Anschließend würde ich mir überlegen, wie es weitergehen sollte. Um kurz nach zwölf kam ich an einem Schild vorbei: Noch fünf Kilometer bis zur Grenze. Ich hielt an einem Rastplatz am Straßenrand. Ein Teil von mir hoffte immer noch, irgendein Schlupfloch oder eine Übergangslösung zu finden. In einem letzten Versuch rief ich eine Landkarte auf meinem Handy auf. Vielleicht könnte ich eine kleine Bergstraße oder einen Pfad finden, die nicht kontrolliert wurden. Aber nein, es gab keinen anderen Weg nach Montenegro. Außerdem, wenn ich so recht darüber nachdachte, war es eine dumme Idee. Was würde passieren, wenn mich die Polizei anhielt und ich nicht nachweisen konnte, offiziell in das Land eingereist zu sein? Sieh der Realität ins Auge, Dean, sagte ich mir. Nein, es ging nicht anders, ich musste den Zoll passieren und an den Grenzbeamten vorbei. Aber wie genau sollte ich ein Kätzchen über eine internationale Grenze schmuggeln?

Das war die Frage.

Auf dem Höhepunkt meiner Partyjahre in Schottland hatte ich ab und an Gras und Alkohol bei Musikfestivals eingeschmuggelt. Ich hatte das Zeug in meinen Schuhen, meinem Stirnband und auch sonst überall versteckt, was von wechselndem Erfolg gekrönt gewesen war. Ab und an war ich erwischt worden, aber immer mit einem Klaps auf die Finger davongekommen. Das hier war etwas anderes.

In diesem Teil der Welt waren Beamte mit Schusswaffen ausgestattet.

Ich hockte am Straßenrand, starrte auf mein Rad und hoffte auf eine Eingebung. In die Satteltaschen oder meinen Fahrradanhänger konnte ich das Kätzchen nicht stecken. Von allem anderen einmal abgesehen, war dort kein Platz. Alles war bis zum Bersten mit meinem Kram vollgestopft. Kurz dachte ich darüber nach, die dicke Jacke anzuziehen, die ich in einer der Satteltaschen verstaut hatte. Dann wäre darin genug Platz für das Kätzchen. Aber auch das war eine dumme Idee. Die Aussicht, dass ein sich windendes, nervöses Kätzchen still bliebe, ging gegen null. Es würde dem Grenzbeamten bestimmt Hallo sagen wollen, so viel stand fest.

Meine einzige Option bestand also darin, das Kätzchen in die Vordertasche meines Fahrrads zu setzen und darauf zu hoffen, dass der Kontrollposten es nicht bemerkte. Das würde nicht leicht werden. Das kleine Ding war beim ersten Mal schon nicht still darin geblieben, warum sollte es jetzt anders sein? Aber ich hatte keine andere Wahl. Ich musste das Risiko eingehen.

Eine ganze Weile spielte ich mit dem Kätzchen und hoffte, dass es bald erschöpft sein würde. In der Nähe wuchsen langstielige Gänseblümchen, ich riss ein paar aus und ließ es nach den faserigen Stielen schnappen. Es drehte komplett durch, trabte wild im Kreis und sprang hoch und runter, so als hüpfte es auf einem unsichtbaren Trampolin. Ich war der Verzweiflung nahe. Diese Katze zeigte keinerlei Anzeichen von Erschöpfung, sie war ein unermüdlicher Ball purer Energie. Das Duracell-Kätzchen. Aber dann, zwanzig Minuten später, waren wie von Zauberhand die Batterien leer, und es rollte sich auf einem Stein in meiner Nähe zusammen, so als wollte es ein Nickerchen machen. Nun war die Zeit für meinen Move gekommen. »Okay«, murmelte ich und wappnete mich innerlich. »Packen wir's an.«

Das plötzliche Verkehrsaufkommen in der Nähe der Grenze zu Montenegro machte mir Mut. Vielleicht hatte ich Glück, und man war zu beschäftigt, um Notiz von mir zu nehmen. All die Fahrzeuge würden die Grenzbeamten womöglich ablenken, sodass sie weniger Interesse an mir hätten. Doch das Glück hatte ich nicht. Als ich die Grenze zehn Minuten später erreichte, war kein einziger Wagen in Sicht. Ich war allein dort. Um genau zu sein, ich und mein blinder Katzenpassagier.

Die Grenze war modern ausgestattet, mit einer Reihe von Schranken und Kontrollkabinen unter einem großen Metallrahmen. Daneben standen ein Backsteingebäude und mehrere Büros. Ich hielt an einer der Kabinen und achtete darauf, dass meine vordere Radtasche außer Sichtweite des Kontrolleurs war. Das Kätzchen schlief noch, aber ich hatte irrsinnige Angst, dass es aufwachen und zu miauen beginnen würde. Also ließ ich leise Musik laufen. Der junge Zollbeamte saß hinter einer Glasscheibe, was meiner Sache förderlich war. Mit ein bisschen Glück würde er das Kätzchen nicht hören, selbst wenn es ein Geräusch von sich geben würde. Das würde vom sanften *Bum-bum-bum* meiner Musik übertönt werden.

Der Typ sah zu Tode gelangweilt aus. Er blätterte lustlos in meinem Pass, guckte nicht einmal auf mein Foto und stellte auch keine Fragen. Dann griff er nach seinem Stempel und suchte nach einer freien Seite für seinen Eintrag. Ich bemühte mich nach Kräften, ruhig zu bleiben, pflasterte ein Lächeln auf mein Gesicht und sah ihn direkt an, falls er Blickkontakt suchte. Wir waren fast fertig. Aber dann bemerkte ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Die Oberfläche der Radtasche geriet in Bewegung, und an der Stelle, an der ich den Reißverschluss ein Stück weit offen gelassen hatte, versuchte das Kätzchen seine Pfote hindurchzustrecken. Und es miaute. Laut.

Das Herz sprang mir fast aus der Brust. Irgendwie schaffte

ich es, einen Fluch zu unterdrücken, was mir in diesem Moment wie eine Meisterleistung erschien. Ich zwang mich, ruhig zu bleiben und weiter in Richtung des Grenzbeamten zu blicken. Einen kurzen Moment lang hörte ich nichts als das Miauen. Er konnte es nie im Leben überhören, da war ich mir sicher.

Ich glaube nicht unbedingt an Geister und Schutzengel und solches Zeug. Aber einer von denen muss über mich gewacht haben, denn genau in diesem Moment tauchte ein kleiner Lastwagen auf. Es war ein ramponiertes altes Gefährt mit lautem Auspuff. Der Lastwagen übertönte schnell das Miauen – und auch sonst alles.

Der Beamte stempelte meinen Reisepass ab und reichte ihn mir mit unbeteiligter Miene zurück. Ich hatte wahrscheinlich kaum länger als eine Minute dort gestanden, aber es fühlte sich an wie eine Stunde. Ich radelte los und wagte es nicht, mich noch einmal umzusehen. Doch mein Hochgefühl währte nur kurz. Wir hatten Bosnien verlassen. Jetzt mussten wir die Grenze zu Montenegro passieren. Aus dem einen Land auszureisen war das eine, ein anderes zu betreten das andere. Das würde schwieriger werden, dessen war ich mir bewusst.

Schon auf den ersten Blick wurde deutlich, dass die Militärpräsenz an der zweiten Grenze deutlich höher war. Einige bewaffnete Typen umrundeten gerade einen riesigen Laster, den sie aus der kurzen Schlange der Wartenden gezogen hatten.

Ich fuhr so weit wie möglich vor und brachte so die Vordertasche außer Sichtweite des Kabinenfensters. Doch dieses Mal traf ich weitere Vorsichtsmaßnahmen. Ich drehte die Musik etwas lauter und steckte hin und wieder einen Finger in die Tasche, damit das Kätzchen damit spielen konnte. Ein paarmal zwickte es mich, und ich musste mich am Riemen reißen, nicht zusammenzuzucken. Das war nicht leicht. Die kleinen Zähne waren spitz wie Nadeln, und es tat höllisch weh.

Der Grenzbeamte war wesentlich aufmerksamer. Er hielt mein Passbild hoch und musterte mich. Dann strich er über sein Kinn, um anzudeuten, dass mein Bart inzwischen wesentlich voller war als auf dem Foto. Ich nickte und lächelte. Er sprach kein Englisch, also schlang ich die Arme um mich und versuchte auf diese Weise anzudeuten, dass mich das warm hielt. Er nickte bloß.

Der Klang seines Stempels auf meinem Pass war das schönste Geräusch, das ich an diesem Tag hörte. Ich stieg aufs Rad und fuhr schnell von der Grenzstation davon. Zurück auf der Straße hatte ich ein Gefühl, als wäre mir ein Stein vom Herzen gefallen. Jetzt war ich bereit, zu feiern und das Kätzchen aus der Tasche zu befreien. Doch als ich gerade anhalten und in die Tasche greifen wollte, erkannte ich – zu meinem Entsetzen –, dass ein weiterer Kontrollpunkt auf dem Weg lag. Er war kleiner und wirkte weniger einschüchternd. Aber man konnte mich immer noch erwischen. Ich fuhr langsam näher und hoffte, dass es nicht »Aller schlechten Dinge sind drei« für mich heißen würde.

Mach jetzt bloß keine Dummheiten, Dean, sagte ich mir.

Als ich gerade anhalten wollte, kam ein Wachmann aus einer kleinen Kabine. Er telefonierte und wirkte abgelenkt. Er winkte mich einfach durch und warf mir keinen zweiten Blick zu, bevor er fortging. Ich nickte ihm zu und reckte den Daumen nach oben, dann fuhr ich weiter. Fast hätte ich einen Sprint hingelegt, entschied mich aber dagegen. Ich wollte nicht, dass er am Ende noch dachte, ich sei ein Verbrecher, der von einem Tatort türmte, obwohl ich – technisch gesehen – wohl genau das war.

ZWEITE CHANCEN

Ein paar Kilometer hinter der Grenze öffnete sich die Landschaft. Offenbar wurden größere Umbaumaßnahmen an der Straße vorgenommen, die Bauarbeiter schienen jedoch frei zu haben. Es war niemand in Sichtweite, und die Bagger und Walzmaschinen standen ordentlich geparkt. Ich hielt an. Mein verletztes Knie schmerzte nach dem langen Anstieg. Und ich musste dringend runterkommen, meine Nerven beruhigen und mich nach dem morgendlichen Drama noch einmal gedanklich neu sortieren. Ich lehnte mich an einen Bagger und beobachtete das Kätzchen bei seinen Streifzügen. Es flitzte schon wieder munter durch die Gegend, rastete beim Anblick eines Grasstreifens aus und war offenkundig begeistert von der Betonbordsteinkante. Es wusste nicht recht, wonach es suchte. Und es war ihm auch egal, das arme Ding wollte einfach nur ein bisschen Spaß haben. War auch längst überfällig, stellte ich fest.

Ich schoss ein paar Bilder von der Katze und verbrachte die nächsten Minuten damit, mit dem Handy nach Tierarztpraxen in Montenegro zu suchen. Die am besten bewertete war anscheinend in der Küstenstadt Budva, ein paar Stunden entfernt. Es würde knapp werden, den Ort vor dem Abend zu erreichen, aber ich wollte es zumindest versuchen. Bevor ich weiterfuhr, wollte ich noch eine Kleinigkeit essen und gab dem

Kätzchen wieder etwas von meinem Pesto ab. Einige Minuten lang saß ich einfach da, genoss die Wintersonne und grübelte darüber nach, was am heutigen Tag so alles geschehen war. Es war ein heftiger Adrenalinkick gewesen, so viel stand fest.

Ein Motorengeräusch ließ mich aufhorchen. Ich sah mich um und erblickte einen alten silberfarbenen VW Golf, der gerade von einem kleinen Feldweg auf die Hauptstraße abbog. Der Fahrer war ein junger Kerl, wahrscheinlich nicht viel älter als achtzehn oder neunzehn Jahre. Neben ihm saß ein weiterer Typ. Laute Musik hämmerte aus den Fenstern, sie lachten und winkten und riefen mir etwas zu. Als sie auf der Straße verschwanden, schüttelte ich den Kopf und lächelte in mich hinein. Es kam mir vor wie eine Szene aus meiner Vergangenheit. Mein Vater hatte früher genau den gleichen Wagen gehabt. Meine Reise zu dem Punkt, an dem ich mich heute befand, hatte womöglich vier Jahre zuvor hinter dem Steuerrad dieses Autos begonnen, in einer langen und ereignisreichen Nacht.

Es war genau die Art Blödsinn, die damals so typisch für mich war. Neben mir saß in jener Nacht, wie fast immer, wenn ich etwas im Schilde führte, mein langjähriger Kumpel Ricky. Wir waren schon seit knapp zehn Jahren ein eingeschworenes Duo – die Nice Guys nannten wir uns – und kannten uns seit unseren frühen Zwanzigern. Regelmäßig hingen wir zusammen ab, kifften und heckten irgendeinen Unsinn aus. Ricky und ich hatten den gleichen Musikgeschmack und eine ähnliche Lebenseinstellung. Wir liebten es zu feiern und genossen unsere Freiheit. Dabei hielten wir uns ungern an Konventionen.

Das war auch in jener Nacht der Fall. Wir hatten das Auto meines Vaters geborgt, ohne ihn von unseren Plänen zu unterrichten, und waren anderthalb Stunden von Dunbar bis zu einem Feld bei Kinross gefahren, rund hundert Kilometer entfernt. Aber es war nicht irgendein beliebiger Acker, sondern die

Location des Musikfestivals *T in the Park*, das dort eine Woche später stattfinden sollte. Wir gingen fast jedes Jahr hin, und die langen, sonnigen Wochenenden mit den besten Bands, Kippen und so viel Alkohol wie nur möglich zählten zu unseren Sommerhighlights. Unser verrückter Plan war nun, ein bisschen Gras und Ecstasy an einer Stelle zu verbuddeln, die wir in der folgenden Woche während des Festivals erneut aufsuchen würden. Wir würden unseren geheimen, ganz persönlichen Vorrat ausheben und – voilà! – hätten genug Pulver für das dreitägige Festival. Wir fühlten uns wie Genies. Nur dass wir keine waren. Ganz und gar nicht.

Wir waren mitten in der Nacht aufgebrochen, um sicherzustellen, dass man uns nicht erwischte. Die Organisatoren hatten noch nichts aufbauen lassen, aber aus Erfahrung wussten wir, wo die Eingrenzungszäune und die Bühne stehen würden. Nachdem wir mithilfe einer Taschenlampe den richtigen Platz für unser Versteck gefunden hatten, fuhren wir direkt wieder nach Hause. Als einziger versicherter Fahrer musste ich hin- und zurückfahren, aber ich hatte den ganzen Tag gearbeitet, und etwa eine halbe Stunde bevor wir zurück in Dunbar waren, schlief ich fast ein.

Ich weiß noch, dass ich ein Auge zumachte. Als Nächstes erinnere ich mich daran, wie wir eine der Leitplanken streiften. Der Aufprall katapultierte uns auf die Straße zurück, wo wir eine Mittelplanke trafen und uns daraufhin mehrfach überschlugen. Wir rasten einen neun Meter langen Hang hinab und kamen schließlich auf einem Acker zum Stehen. Alles schien in Zeitlupe abzulaufen, als wären wir in einem Film oder so. Ich weiß noch, wie die Airbags aufpoppten und uns ins Gesicht klatschten. Wir wurden durchgeschleudert, als säßen wir in der Waschmaschine. Am klarsten ist mir im Gedächtnis geblieben, wie wir endlich zum Stehen kamen und Ricky und ich kopfüber

im Wagen hingen. Das Dach war eingedrückt und befand sich wenige Zentimeter vor unseren Gesichtern. Wir umarmten uns einfach. Dann harrten wir geschockt aus, blutüberströmt von einigen leichten Schnitten. Zitternd, aber ansonsten weitestgehend unverletzt und unendlich glücklich, noch am Leben zu sein.

Einen schlimmen Autounfall zu überleben verändert einen. Du fühlst dich, als hättest du dem Tod ein Schnippchen geschlagen und eine zweite Chance erhalten. Für mich war das auf jeden Fall ein krasser Wendepunkt. Es änderte meine Perspektive komplett und brachte mich dazu, mehr tun, mehr erleben zu wollen. Ich sagte mir wieder und wieder, dass ich von nun an keinen einzigen Tag mehr vertrödeln wollte. Als Ricky Anfang 2018 zum ersten Mal die Idee einer gemeinsamen Tour zur Sprache brachte, war ich gleich ganz Ohr.

Wir saßen draußen und taten das, was wir viel zu oft taten – Gras rauchen. Aus irgendeinem Grund begann Ricky von einer Reise durch Südamerika zu reden. Das sprach mich in mehr als einer Hinsicht an. Einige Jahre zuvor war ich mit meiner damaligen Freundin durch Thailand gereist und erinnerte mich noch genau daran, wie fasziniert, aber auch frustriert ich gewesen war, während wir das Land mit Bussen und Taxis erkundet hatten. Ich wollte mehr wissen. Wer lebte dort? Wie war das Leben? Nach meiner Rückkehr war mir bewusst, dass ich die Welt aus nächster Nähe, ganz intensiv und nicht nur als Tourist kennenlernen wollte.

Und es gab noch einen weitaus persönlicheren Grund für meine Reiselust. Mir war klar geworden, dass ich von Dunbar wegmusste. Der Autounfall war ein Katalysator gewesen, aber er kam nur zu einem Gefühl hinzu, das schon seit Jahren in mir rumorte.

Die Leute fragen oft, ob ich mit meiner Weltreise vor et-

was davonrenne. Vielleicht steckt ein Funken Wahrheit darin. Es war nicht so, dass ich von meiner Familie wegwollte. Wir hatten unsere Höhen und Tiefen, aber meine Mum, mein Dad, meine Schwester und ich stehen uns sehr nah, und ich hatte vor meiner Abreise immer noch zu Hause bei ihnen und Gran gewohnt. Ich hatte auch nicht vor, auf der anderen Seite der Welt eine neue Heimat zu finden. Meine Heimatstadt und die Leute, die dort lebten, waren toll. Dunbar ist ein fantastischer Ort mit vielen großartigen Menschen. Nein. Ich wollte mich freimachen, und wenn ich vor etwas davonrannte, dann vor meinem alten Ich. Und der bedeutungslosen Alltagsroutine, in die ich mich hineinmanövriert hatte.

Im Kern war ich kein schlechter Mensch, das wusste ich, aber ich war immer zu Streichen aufgelegt, der ewige Klassenclown. Das hatte mich mehrfach in die Klemme gebracht, insbesondere wenn ich zu viel getrunken hatte, was damals recht häufig vorkam. Die Polizei hatte mir schon mehrere Geldstrafen aufgebrummt, und ab und an war ich in Prügeleien verwickelt. Eigentlich war ich ein entspannter Typ, aber ich konnte aufbrausend werden, wenn ich zu viel getrunken hatte. In dieser Hinsicht war Alkohol echt der Teufel. Als es auf meinen dreißigsten Geburtstag zuging, spürte ich, dass ich etwas ändern musste. Ich hatte nicht unbedingt das Gefühl, auf dem falschen Weg zu sein; aber es kam mir so vor, als liefe ich ewig im Kreis umher.

Meine Eltern und meine Schwester arbeiteten alle in Pflegeberufen. Meine Mutter war Stationsschwester, mein Vater arbeitete in einer psychologischen Einrichtung, und meine Schwester nahm Pflegekinder bei sich auf. Aber ich – als Rebell – hatte mich dem verwehrt. Es sprach mich nicht an. Noch zu Schulzeiten träumte ich – wahrscheinlich in Gedenken an meinen Großvater, der in der Armee gedient hatte – davon,

mich ebenfalls zum Wehrdienst zu melden, und begann tatsächlich eine Ausbildung als Elektromechaniker bei den *Royal Electrical Mechanical Engineers*. Aber nach ein paar Monaten hatte ich auch davon die Nase voll und brach die Ausbildung ab. Anschließend machte ich für längere Zeit verschiedene Handwerkerjobs in Dunbar und Umgebung, verdingte mich als Mädchen für alles auf einer Farm und arbeitete schließlich als Schweißer in einer Fischfutterfabrik. Ich war schon immer gut darin gewesen, Sachen zu reparieren und zu bauen, aber mir war es nicht gelungen, ein eigenes Leben aufzubauen. Obwohl einige meiner Schulfreunde Karriere gemacht, Häuser gekauft und Familien gegründet hatten, hatte ich meinen Platz noch nicht gefunden. Ich hoffte, dass eine ausgedehnte Reise und Zeit auf der anderen Seite der Welt mich näher zu mir selbst bringen würden. Oder dass mir wenigstens klar werden würde, wer oder wie ich sein wollte. Jemand hatte mal zu mir gesagt, ich müsste auf die Straße hinaus, um den Weg zu finden. Das erschien mir richtig.

In den Wochen nach dem Gespräch mit Ricky begeisterte ich mich immer mehr für die Idee. Ich fuhr wahnsinnig gerne Rad, genau wie Ricky. Außerdem stellte ich mir vor, man könnte den langen Weg nach Südamerika nehmen und erst einmal durch Europa und Asien fahren. Es kam mir wie eine einzigartige Gelegenheit für uns beide vor, etwas, das sich wie eine große Leistung anfühlen würde, wenn man später darauf zurückblickte.

»Stell dir mal vor, du erzählst deinen Enkeln, dass du früher einmal rund um die Welt geradelt bist«, sagte ich zu Ricky, als ich eines Abends im Pub versuchte, ihm die Idee schmackhaft zu machen.

Es brauchte nicht viel Überzeugungsarbeit.

Ich hatte ein bisschen Angst davor gehabt, meine Eltern in

mein Vorhaben einzuweihen. Aber zu meiner Überraschung freuten sie sich, dass ich etwas aus meinem Leben machen wollte. Tatsächlich hatten sie sich noch mehr als ich gesorgt, dass ich vom rechten Weg abgekommen sein könnte. Sie dachten beide, ein Abenteuer würde mir guttun. Mein Vater meinte, es sei »charakterbildend«. Dass ihnen die Idee so gefiel, gab mir den letzten Funken Motivation, der mir noch fehlte.

Ricky und ich brauchten Geld für die Reise, also begannen wir zu sparen. Keiner von uns scheute sich vor harter Arbeit, und so rackerten wir uns sechs Monate lang wie verrückt ab. Ricky heuerte in einer Zementfabrik an, und ich half beim Bau einer Panoramabahn in einem Freizeitpark nahe Glasgow. Nebenbei arbeiteten wir in Bars und übernahmen Handwerkeraufträge. Zwischenzeitlich teilten wir fünf verschiedene Jobs unter uns auf und schufteten um die zweiundachtzig Stunden pro Woche. Im Herbst 2018 war es dann so weit, und wir hatten jeder ein paar Tausend Pfund gespart. In der Zwischenzeit hatten wir uns auf eine Route geeinigt: zunächst durch Zentraleuropa, Frankreich, die Schweiz und Italien, anschließend in Richtung Balkan und weiter bis nach Griechenland. Ich hatte auch angefangen, mich um eine Ausrüstung zu bemühen.

Ich wollte unbedingt das bestmögliche Rad für die Tour haben und entschied mich für ein spitzenmäßiges sandfarbenes Trek-920-Tourenrad mit Rennradlenker und bergtauglichen Spezialreifen. Das kostete mich ein paar der gesparten Tausender, aber sobald ich das Rad auspackte, wusste ich, dass es jeden Penny wert war. Mir gefiel besonders, dass es ein Leichtmodell war und ohne Gepäck weniger als dreizehn Kilogramm wog.

Nach ein oder zwei Testfahrten beschloss ich, einige Modifizierungen vorzunehmen, brachte größere, stabilere Pedale an und montierte einen neuen Sattel. Immerhin hatten wir vor, ziemlich lange mit den Rädern unterwegs zu sein.

Ich war ganz verliebt in das Fahrrad. Manchmal kam ich nach einer Tour zurück, stellte es im Garten meiner Eltern ab und schaute es bewundernd an. Es war eine absolute Schönheit. Ich war so hingerissen, dass ich ihm einen Namen gab: Eilidh, die gälische Version von Helen, was »Sonne« oder »die Strahlende« bedeutet. Als ich mein Zeug für die Tour zusammensuchte, kaufte ich auch einen einrädrigen Anhänger, den ich hinten anbringen und mit dem ich zusätzliches Gepäck transportieren konnte.

Ricky hingegen gab sich mit meinem alten Fahrrad zufrieden, einem schlammverkrusteten Trekkingbike, das ich im Laufe der Jahre schlappgefahren hatte. Es war ein gutes Rad, und Ricky ignorierte alle, die ihm sagten, er solle sich genau wie ich etwas Neues kaufen. »Wenn es einen Kilometer packt, packt es auch dreihunderttausend«, entgegnete er. Er motzte es mit neuen Reifen, einem schicken Brooks-Sattel und ein paar anderen Extras auf. Es schien alles in Ordnung zu sein, und das Rad bewältigte unsere regelmäßigen Trainingsfahrten ohne Probleme, selbst die Fahrt auf den North Berwick Law, die eine Stunde steil nach oben auf einen alten Vulkankegel führte, meisterten wir. Wir verbrachten die Nacht auf dem Gipfel, um uns auf die kommenden Monate vorzubereiten und einen Vorgeschmack auf das wilde Zelten zu bekommen.

Und so geschah es, dass wir im September 2018 mit einem ziemlich grob umrissenen Plan starteten.

Er zerfiel fast sofort in seine Einzelteile.

Die Tour begann mit dem denkbar schlechtesten Start, hauptsächlich, weil wir uns genauso dämlich wie früher benahmen. Wir hatten geplant, von Newcastle nach Amsterdam überzusetzen, nachdem wir an der Nordostküste Großbritanniens von Schottland nach England geradelt waren. Aber wir hatten in der Nacht zuvor wild gefeiert und waren erst um

fünf Uhr nachmittags startklar. Vorher waren wir noch zu betrunken gewesen. Das schuf eine seltsame Ausgangsbasis, und der Trip artete zunächst zu einer riesigen Sauftour aus. Wenig überraschend hingen wir zeitlich total hinterher und riskierten, unsere Fähre für die Überfahrt zu verpassen. Die Sache flog uns richtig um die Ohren, als Ricky es irgendwie schaffte, einen Zahn zu verlieren, und wir zu einem zahnärztlichen Notdienst in der Nähe von Alnwick mussten, rund fünfzig Kilometer von Newcastle entfernt. Ich saß im Wartezimmer und blätterte durch unsere Unterlagen. Ich dachte, unser Schiff würde am nächsten Abend ablegen. Weit gefehlt. Es fuhr an diesem Abend. Genau genommen war es fünf Uhr nachmittags, und das Schiff würde in anderthalb Stunden ablegen. Nie im Leben würden wir es noch erwischen. Wir hatten es verpasst. Danach steckten wir tagelang fest.

Als die Fährgesellschaft es schließlich schaffte, uns doch noch auf ein Boot zu quetschen, kamen Mum und Dad angereist und winkten zum Abschied. Es gab kaum Tränen; wir wussten alle, dass ich eine gute Entscheidung getroffen hatte. Mein Dad gab mir jedoch ein kleines Souvenir mit. Er kommt gebürtig aus Newcastle und ist ein glühender Fan vom Fußballclub Newcastle United; also kaufte er mir einen kleinen Anstecker, der das berühmte Wappen des Vereins mit seinen Seepferdchen und den schwarz-weißen Glückstreifen zeigte. Ich pinnte ihn an meinen Rucksack, dann gingen wir in Richtung Fähre.

Auf dem Weg nach Amsterdam schworen Ricky und ich uns, die Dinge von nun an ernster zu nehmen. Doch eigentlich blieb alles beim Alten. Schon bald machten wir weiter wie zuvor. Das Erste, was wir in Holland besuchten, war eine zweitägige Wochenend-Rave-Party.

Hin und wieder nahmen wir uns gegenseitig zur Brust. »Wir müssen uns verändern. So kann es nicht weitergehen«, sagten

wir uns. Aber wir konnten es nicht lassen. Wir hatten einen verdammt schlechten Einfluss aufeinander.

Je weiter wir reisten, desto offensichtlicher wurde auch, dass wir an unterschiedlichen Dingen interessiert waren. Wir passierten Belgien und gelangten nach Frankreich, wo wir uns in Richtung Paris aufmachten. Das entsprach überhaupt nicht dem Plan, den ich im Kopf hatte. Ich mochte große Städte nicht sonderlich. Ich wollte weite Straßen und das Land sehen, verschiedene wilde Umgebungen erfahren und interessante Leute kennenlernen. Mir war nicht nach überteuertem Essen und Bordsteingedrängel mit anderen Touris zumute. Ricky hingegen wäre lieber an der Seite seiner Freundin in Schottland als bei mir gewesen. Im Nachhinein ist klar, dass der Plan von Anfang an zum Scheitern verurteilt war.

Aber unsere gemeinsame Zeit hatte auch ein paar lustige Momente. Eigentlich gab es lauter solche Szenen, wenn man ehrlich ist. Auf dem Weg durch die Schweiz fuhren wir über den Furka-Pass am altehrwürdigen Belvédère Hotel vorbei, das durch den James-Bond-Film *Goldfinger* berühmt geworden ist. Es lag brach und war mit Brettern vernagelt, aber wir fanden auf der Rückseite ein kaputtes Fenster und stiegen ein. Die Nacht verbrachten wir jeder in einer eigenen Suite.

Aber ich bekam auch einen Vorgeschmack davon, wie es sein würde, allein weiterzureisen, als Ricky für ein paar Tage zu seiner Freundin zurückkehrte und ich allein durch Frankreich radelte. Ich liebte es, auf breiten Landstraßen zu fahren und je nach Lust und Laune wild zu campen.

Nachdem wir wieder vereint waren und in Italien ankamen, gab es weiteren Ärger. Einmal wurde mein Pass geklaut, und ich musste zurück nach Glasgow, um einen neuen zu besorgen. Dann wurde Ricky das Rad gestohlen.

Wie durch ein Wunder bekam er es zurück – es fehlten je-

doch die Satteltaschen, in denen er all seine Sachen aufbewahrt hatte. Danach war seine Laune im Keller. Es half auch nicht gerade, dass sein Geld langsam zur Neige ging. Die Dinge eskalierten schließlich, als wir Kroatien durchfuhren und in Bosnien ankamen, genauer gesagt in der Stadt Mostar. Ricky war zu einem Junggesellenabschied in Budapest, Ungarn, eingeladen. Er wollte dorthin radeln – und danach die Reise beenden. Natürlich fragte er, ob ich mit ihm kommen wolle. Anschließend könne ich zurück nach Bosnien fahren und die Reise wie geplant allein fortsetzen. Aber meine Lust darauf hielt sich in Grenzen. Die Wettervorhersage war schrecklich, und ich hatte mir zum Ziel gesetzt, Richtung Süden nach Montenegro und Albanien und anschließend nach Griechenland zu fahren. Ich sagte Nein.

Wir mussten keine weiteren Worte verlieren und beschlossen stillschweigend, dass unsere Wege sich hier trennten. Nach unserem letzten gemeinsamen Tag blieb ich in einem Hostel in Mostar, während er nach Budapest weiterfuhr. Das war's. Keine Umarmung, kein Händeschütteln, kein Abschied. Eine Zeit lang brachte mich das sehr auf. Der ursprüngliche Plan war gescheitert. Es kam mir so vor, als hätte ich meine große Chance vermasselt. Vielleicht meine letzte Chance. Doch langsam begriff ich, dass die Entscheidung richtig gewesen war. Es war das einzig Richtige, wenn ich ehrlich mit mir war. Wenn ich wollte, dass dieses Abenteuer funktionierte, musste ich es allein bestehen. Auf meine Art und in meinem Tempo.

Fast zwei Wochen später am Straßenrand in Montenegro kam mir die Entscheidung, verschiedene Richtungen einzuschlagen, weiser denn je vor. Die Erlebnisse dieses Morgens hatten das noch einmal bewiesen. Hätten wir das Kätzchen zu zweit überhaupt bemerkt? Hätten wir es mitgenommen? Falls ja, hätten wir es dann auch über die Grenze geschmuggelt? Ich werde es nie wissen, aber ich habe auf jeden Fall meine Zweifel.

Nichts davon warf ein schlechtes Licht auf Ricky. Ganz im Gegenteil. In gewisser Hinsicht war mir bewusst, dass ich ihm echt etwas schuldete. Er hat mir klargemacht, wie genau man diese Reise *nicht* angehen sollte. Jetzt hatte ich erkannt, wie es weitergehen könnte.

Das Kätzchen tapste wieder in meinen Schoß und rüttelte mich aus meinen Grübeleien. Es rollte sich neben mir zusammen und atmete stoßweise, so als hätte es sich mächtig verausgabt. Wahrscheinlich hatten die Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden es ziemlich erschöpft. Ich streichelte es beruhigend, und es drängte sich näher an mich heran. Es war schön zu wissen, dass es außer Gefahr war und sich anscheinend sicher und geborgen in meiner Nähe fühlte. Vor allem freute ich mich, dass ich ihm eine zweite Chance geben konnte. Ich wusste nicht, was die Zukunft für uns bereithielt, aber vielleicht würde mein hagerer neuer Gefährte mir ja helfen, das Beste daraus zu machen.